



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

**Caritasblüten aus der Mission
1936**

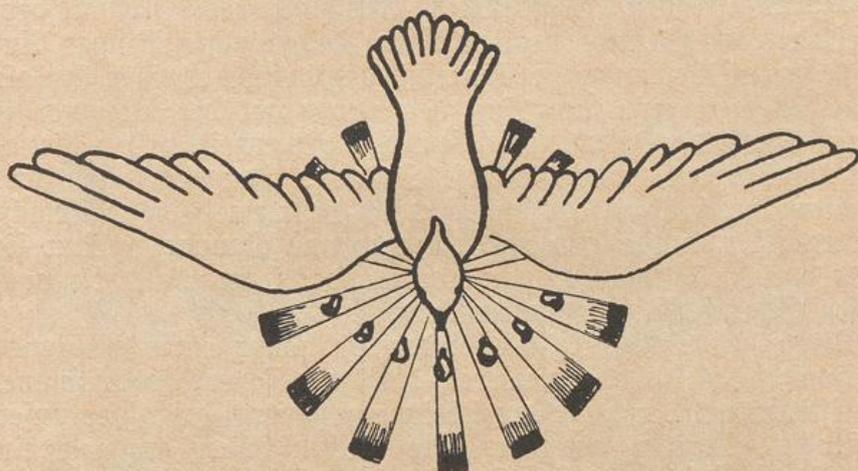
5 (1936)

Caritasblüten

Nr. 5

Mai

1936



O Heiliger Geist! was wär' ich ohne Dich?

Was ist der Baum, wenn ihm entschwunden
Die innere Kraft, der Lebenstrieb?
Die dürren Äste dir's bekunden,
Wie nichts ihm außer Armut blieb.

Was ist die Erde, wenn entschwände
Des Sonnenballes lichte Pracht?
All' Leben hätte dann ein Ende,
Was bliebe, wäre Grab und Nacht.

Was nützt dem Schiff wohl all Gepränge,
Sein fester Bau, sein stolzer Mast,
Wenn niemals aus des Hafens Enge
Der Wind es hebt mit leichter Last.

Wozu der Orgel Prachtgehäuse,
Wozu der inn're Kunstverband,
Wenn niemand ihrer Töne Schleiße
Zu öffnen weiß mit Meisterhand?

Was ist der Mensch, wenn ausgezogen
Aus diesem Staubgebild der Geist?
Nur Trümmer noch, die — streng erwogen —
Man nicht mehr Mensch, nur Moder heißt.

O Seele, sieh' im Leibeslose,
Was ohne Heil'gen Geist du bist.
Du trägst den Tod in deinem Schoße,
Des Elend nie ein Maß ermißt.

Ach tot für Gott und seine Ehre!
Getötet aller Tugend Rest!
Du glaubst zu leben — aber höre:
Du lebst und wirkst wie Gift und Pest. P. J. S.

Aus dem Tagebuch einer Missionschwester

Zur Zeit, als unsere Missionsstation Kiboscho am Werden war, hatte ich einen Kampf um eine Seele durchzufechten, den ich in meinem Leben nicht vergessen werde. Kiboscho liegt zwischen zwei bedeutenden Bergesrücken, Ausläufer des Kilimandjaro-Gebirges, mit seinem uralten Kibo, dessen majestätischer Anblick so zur Bewunderung hinreißt, daß manche Heiden ihn als Gottheit verehren. Am Fuß der Berge hat der Schöpfer je einem Fluß die Bahn angewiesen. Zur Regenzeit, in den Monaten Mai und Juni, sind diese Flüsse oft angeschwollen und preisen durch ihr Geplätscher und Gemurmeln die Allmacht Gottes. In den Monaten Dezember und Januar werden sie aber von der Sonne so ausgetrocknet, daß kein Wanderer noch einen Schluck Wasser finden kann.

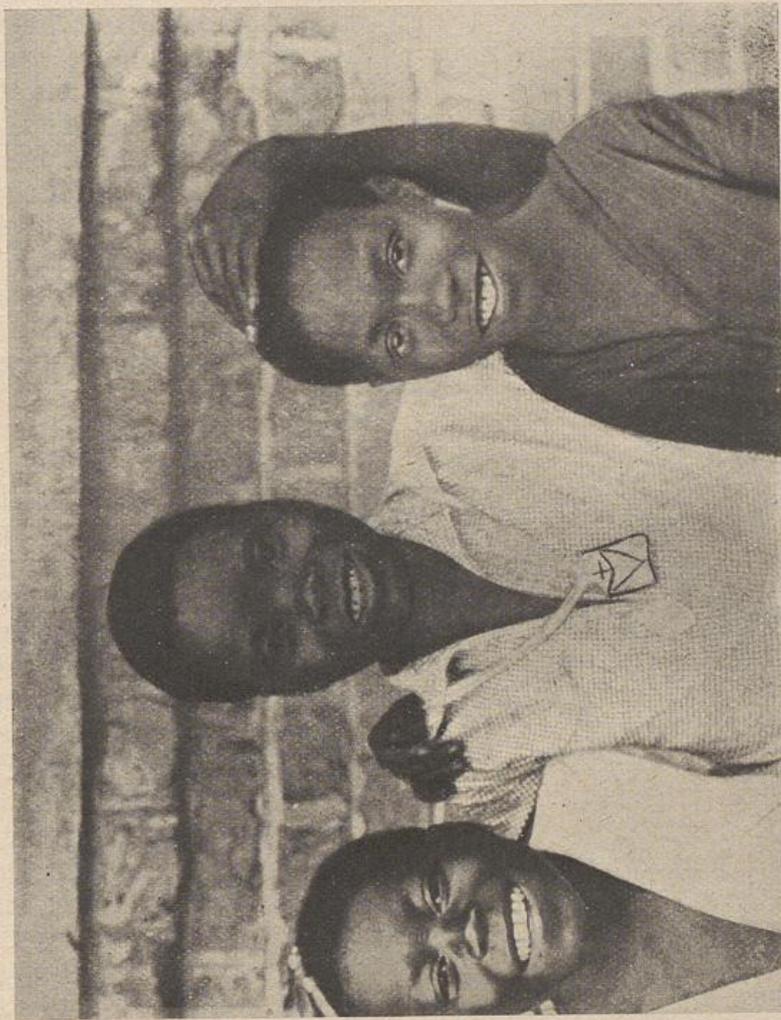
Die größte Schwierigkeit bei der Gründung einer Missionsstation bildet die Vielweiberei der heidnischen Volksstämme. Im stillen hat der Herr des Weinberges jedoch auch hier unser rastloses Arbeiten gesegnet. Die Außenschulen brachten ein prächtiges Resultat. Eine stattliche Anzahl Jünglinge von 15 bis 21 Jahren meldete sich voller Begeisterung ganz freiwillig als Taufbewerber. Ich hatte die Aufgabe, den Samen in die Herzen dieser frischen, lebensfrohen Schar hineinzustreuen. Die Bänke meines Klassenzimmers reichten nicht mehr aus. Fenstergesimse und Fußboden mußten noch herhalten, um den wißbegierigen Schülern ein Plätzchen zu geben.

Einige Schwächlinge hatten große Mühe, die Vorschriften unserer hl. Religion zu erfassen, jedoch die überlegenen redeten ihnen ihre Zweifel aus mit den Worten: „Was, wenn die Watu wa Mungu (Missionare und Missionschwester) in der heiligen Kirche Kraft bekommen, ihr Elternhaus und Vaterland zu verlassen, um uns den Weg zum Himmel zu zeigen, dann werdet auch ihr können, was so viele von unserer Rasse zustande bringen.“

Sie hielten fest zusammen und jeder suchte dem anderen alles zu werden. So entfaltete sich ein eifriges Streben, um bei Ablegung des Taufexamens nicht wegen Unwissenheit vom Pater Superior ausgeschaltet zu werden. Kindlich beteten sie täglich zur Mutter Gottes, damit sie durch ihre Fürbitte ihre Helferin sei und bleibe.

Einer der hoffnungsvollsten 20jährigen Katechumenen erkrankte schwer. Er ließ seine Freunde zu sich rufen und schickte sie heimlich zu mir mit der Bitte, ich möchte ihn doch taufen, bevor er stirbt, denn seine Todesstunde sei gekommen. Die ganze Schule meiner Taufbewerber war bestürzt und tief betrübt. Noch nie zuvor kam ich so schnell das Tal hinunter

und die Bergeshöhe hinauf, um zur Hütte des sterbenden Jünglings zu kommen. Ehe ich den üblichen Gruß „hodi“ ausgesprochen, stürzten schon 6 Männer aus der Hütte, in welcher der Kranke lag und versperreten mir trotzig den Eingang. Einer saß auf dem Nacken des anderen unter der Tür, gleich einer Pyramide. Es war unmöglich, ans Durchkommen zu denken. Ratlos wendete ich mich nach vorn und nach hinten, um irgend-



Ein fröhliches, sorgenloses Kleeblatt

eine Spalte zu erspähen, in welcher Ecke der Arme in seinen Todesnöten ringt. Aus der Vorderseite der Hütte hörte ich leise Klagelaute. „Laßt uns handeln und verhandeln,“ sagte ich zu den Männern, „seid doch keine Tyrannen und laßt mich hinein!“

Da erwiderte grinsend der Zauberer, welcher der Anführer dieser Truppe war: „Lieber soll er sterben und verderben, als

daß er zur Partei der Christen gehe. Ich, Umganga, habe gesprochen und damit Schluß.

Es half kein Bitten und kein Betteln, er bestand auf seinem Willen. Drinnen in der Hütte, die rundum von Ruß geschwärzt war, rang einsam und verlassen der arme sterbende Umzuri. Kein Licht- und Sonnenstrahl konnte, außer durch den niedrigen Eingang, in die Hütte dringen. Abermals ging ich langsam um die Hütte, in dem Gedanken, daß vielleicht doch irgendeine Stelle ist, wo ich ein morsches Bananenbündel von dem Bauwerk verschieben könnte, aber die Wände waren durchnäßt, denn es hatte schon die kleine Regenzeit von Oktober eingesezt. Nun ging ich hinter die Hütte und wendete mich der Richtung zum Missionskirchlein zu und bat den Herrn um Gnade und Erbarmen für den Kranken. Nachdem ich einen Psalter gebetet hatte, versuchte ich noch einmal, auf irgendeine Weise in die Hütte zu kommen.

Der Zauberer hatte sich auf einen Schemel etwas nach vorne gesetzt, schmückte sich mit einem Federbusch, während seine Rechte einen Stock als Streitkolben in der Hand hielt. Dann sagte er: „Du hast dich aber lange mit dem großen Geist des Kibo unterhalten! Es nützt alles nichts, der Bursche ist und bleibt unser.“

Durch des Zauberers Platzwechsel bildete sich eine kleine Lücke unter dem Eingang. Ich neigte rasch meinen Kopf und bog mich etwas hinein. Knirschend flüsterte der Zauberer einige Worte und im selben Moment sah ich 10 schwarze Fäuste die Messerklingen auf den Wink des Zauberers aus der Tigerfellscheide ziehen und die Spitzen zum Stoß bereithaltend. Ich mußte zu diesem Spiele lachen, aber mein Begleiter Stanislaus fing laut zu weinen an, als er dieses Gebaren sah. Wie versteinert saßen diese Männer da. Keiner sprach ein Wort. Sie blinzelten nur bald auf mich, bald auf ihre blinkenden Messer. Ich aber wußte nun genau, auf welchem Platz der Sterbende in der Hütte lag. So lehnte ich mich denn von außen her auf das Blätterwerk und fing an, Glaubensakte und Stoßgebete laut hineinzusagen, worauf immer ein „Amen“ erfolgte, zuerst etwas laut, dann immer leiser. Ich konnte durch die Blätterwand merken, daß das Lebenslichtlein nur noch schwach flackerte. Die Zeit verging und auch die letzten Kräfte des Sterbenden. Das Röcheln begann und allmählich trat Todesstille ein. Ich wendete mich an die mächtigen Türwächter und sagte: „Der Kampf ist zu Ende, Umzuri ist tot!“ Wie elektrifiziert sprangen alle auf. Ich schlüpfte schnell durch die Reihen, zog mein Weihwasserfläschchen heraus und sprach die Taufformel. Jedoch gleich Bestien jagten die 6 Männer, vom Zauberer gehezt, hinter mir her und warfen sofort einige Ziegenhäute auf die Leiche. Geblendet von der grellen Tageshelle, konnte ich mir in der rauch-

qualmenden Hütte keine Rechenschaft geben, ob der nun Tote beim Taufakt noch gelebt hatte. Ich empfahl ihn aber der Barmherzigkeit Gottes. Jedenfalls hat er die Begierdetaufe erhalten. Ich verließ die Hütte und eilte nach Hause. Der Mond hatte schon seine Wache begonnen, als ich wieder zum Fluß kam. Die Felsblöcke, über welche ich immer mittels eines Sprunges von einem zum anderen das Flußbett trockenen Fußes durchwanderte, standen inzwischen tiefer unter der Wassermasse, welche der Kibo im Laufe des Nachmittags überreich spendete. Es gab keine Brücke und doch mußte ich hinüber. Hundertmal hatte ich diesen Weg gemacht. Den Bergstock tief in die Flut steckend, marschierte ich auch heute wieder drauf los, bis in die Mitte des Flusses. Ein falscher Tritt in einen Wirbel riß mich fort. Es schien keine Rettung mehr. Plötzlich sprang ein junger Eingeborener in das Wasser, trug mich mit schonender Nachhilfe ohne ein Wort sprechend an das gegenüberliegende Ufer. „Mein Freund“, sagte ich, „komme dieser Tage in das Schwesternhaus, um dir eine Belohnung zu holen“, wobei er lächelnd nickte und wieder seines Weges weiterging. So kam ich glücklich mit dem bloßen Schrecken und durchnässten Kleidern davon. Niemals aber bekam ich meinen Retter wieder zu sehen, obwohl ich ihn auf den ersten Blick unter den Schwarzen erkannt hätte.

Am darauffolgenden Morgen teilte ich meinen Schülern mit, daß der Todesengel einen aus ihrer Mitte hinwegnahm. Dieser Sterbefall machte einen so mächtigen Eindruck auf die jungen Leute, daß jeder sich nach dem Tage sehnte, an welchem er dem Heidentum entsagen und in die Kirche eingeführt werde. So erneuerte sich am darauffolgenden Pfingstfeste die Herabkunft des Hl. Geistes, bei welcher diese große Schar den Sieg über das Heidentum davontrug. Die Pfingstglocken läuteten die frohe Botschaft über Berg und Tal hinaus. Von der Kommunionbank bis zum Portal der Missionskirche standen die Reihen im Mittelgang. Erst die Knaben der Schule, dann die Jünglinge, einige Mädchen, junge Frauen und zuletzt alte Mütterlein und Greise. Zwei Patres nahmen die Tauffeier mehrere Stunden lang vor. Bei der Abnahme des Taufgelöbnisses fügten die Alten immer treuherzig dazu: Kabiza, Kabiza, d. h. ich widersage ganz und gar. (Fortsetzung folgt.)

K

**Gedenke, daß du Schuldner bist
Der Armen, die nichts haben,
Und daß ihr Recht gleich deinem ist
An allen Gottesgaben.**

Im trauten Heim von Kivungilo, Ost-Afrika

Gedanken im Frühling

Von Schw. Engelberta.

Die ganze Welt ist wie ein Buch,
Darin uns aufgeschrieben
In bunten Zeilen manch ein Spruch,
Wie Gott uns treu geblieben.
Freiherr von Eichendorff.

In aller Frühe hatte die goldene Frühlingssonne unser trautes, schlichtes Häuschen, das hoch oben wie auf einer Schweizer Alm steht, beleuchtet. Wenn wir aus dem Kapellenzimmerchen treten, begrüßt sie uns schon im stillen Klostergang, das heißt in der Veranda, die rings ums Häuschen gebaut ist und an deren Seitenmauern Blattpflanzen und Blumen sich lustig emporschlingen. Noch herrschte ein tiefes, andächtiges Schweigen ringsumher. Nur das sanfte Säuseln der im kühlen Morgenwinde spielenden Blätter der mächtigen Urwaldbäume, welche rechts und links des Schwesternhauses stehen, und das Zwitschern der Vöglein störte die geheimnisvolle Ruhe. Nachdenkend schaute ich hinab ins tiefe, friedliche Tal, wo die zahlreichen Hütten der Eingeborenen, Schwalbennestern gleich, an den Berghalden hingen, eingetaucht in die Lichtflut der aufgehenden Sonne. Ich stand auf der Holztreppe, welche von unserer Blumenfreundin Schwester Domitilla mit europäischen und afrikanischen Topfpflanzen so reich verziert ist. Überall prangte frisches Grün, wo die milde Frühlingsluft der ganzen Natur neues Leben einhauchte. Bäume und Sträucher zeigen junge Sprößlinge und unwillkürlich kommt mir in den Sinn: „Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus.“

Welch lieblichen Anblick gewähren jetzt unsere langen Reihen der Margeritenbüsche, eine herrliche Girlande der terrassenartigen Anhöhe, welche zum Schwesternhause führt. Wie Engelsaugen, oder noch besser wie frisch gefallene Schneeflecken mit ihren goldenen Sonnenäuglein, leuchten diese holden Blümchen in Milliarden dem Besucher von Kivungilo entgegen. Hier, so nahe vor der Kapelle, sind sie schon der richtige Maienaltarschmuck.

„Maria, Maienkönigin, dich will der Mai begrüßen;
O segne seinen Anbeginn und uns zu deinen Füßen.“

Kivungilo steht überhaupt im Zeichen der Margariten und Veilchen, überall blühen und wachsen sie von selbst. Gebe der Herr, daß auch alle Bewohner Kivungilos, weiß und schwarz, als Gottesblumen in diesem erst vor kurzem, aus der Wildnis entstandenen Gottesgärtlein blühen und heranwachsen. Wie war's heute doch so ganz anders hier in Kivungilo als vor drei Jahren, wo noch alles so wild, voll Dornestrüpp war, wo noch

kein Blümchen hier blühte, wo dieses jetzt so traute Heim, halbzerrfallen mit eingebrochenen Türen und Fensterlöchern, dastand und als Viehstall diente. Da war noch das niedere, erbärmliche Strohdach, unter welchem man sich in der Veranda bücken mußte; und nun sieht alles so lieb und traut und dabei doch so schlicht aus.

Zwar sind unsere Räumlichkeiten eng und klein, besonders auch das als Kapelle eingerichtete mittlere Zimmer, wo nicht mehr als höchstens 20 Personen, samt Priester und Ministrant, Platz haben; wenn die heilige Kommunion ausgeteilt wird, müssen alle hinaus in die Veranda, damit man hin und her gehen kann. Dennoch ist unser Kapellchen durch kunstsinzig zusammenhelfende Schwesternhände und durch die Gaben und Spenden edler Wohltäter aus dem lieben Muttergotteshause so zum Gebet einladend ausgestattet.

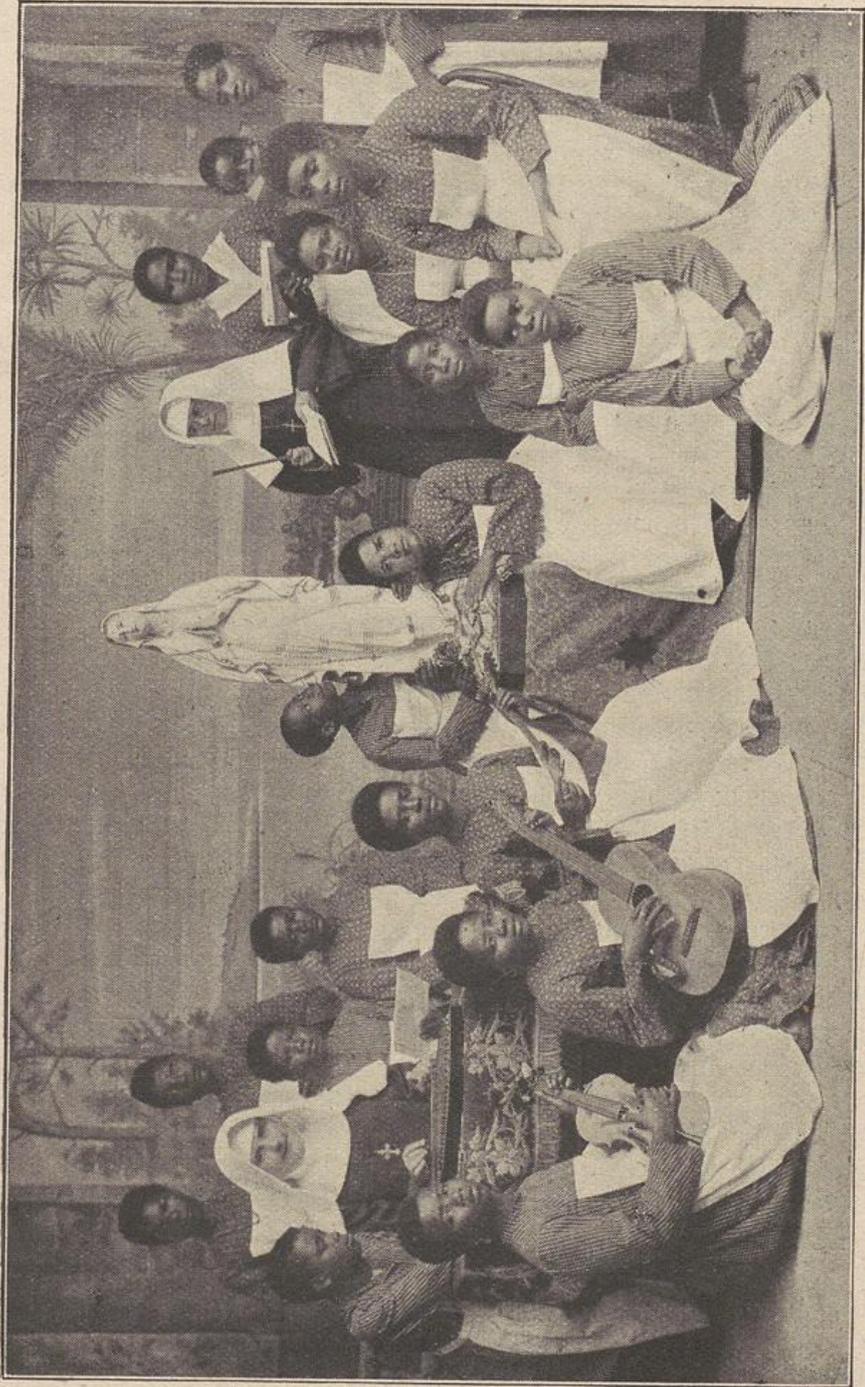
„Es ist die Kapelle so schlicht und klein,
Sie ladet den Pilger zum Beten ein.“

Wir wollen zufrieden sein und wir sind es auch alle, und wünschen uns für uns selber kein größeres, kein neues Haus, behelfen uns gerne mit diesem alten, welches ja ein Heim für uns alte Schwestern und auch ein Erholungsheim für kranke und junge Schwestern, unser Provinzialhaus ist.

„Freund, ich bin zufrieden, geht es wie es will,
Unter meinem Dache lebt sich's froh und still.“

Ich hoffe auch zuversichtlich, daß der liebe Heiland hier in seinem Tabernakel, mitten unter uns wohnend, zufrieden ist, er weiß ja, daß wir uns bestreben wollen, ihm ein besseres, würdigeres Heim zu bauen. Wie notwendig ein Kirchlein, wenn auch ganz einfach und schlicht, für Kivungilo ist, zumal es jetzt beginnt auch Frühling im Herzen der herumwohnenden Heiden zu werden. Schon kommen immer mehr und mehr, stehen und knien draußen vor der Türe und den Fensterchen, schauen mit staunenden, verlangenden Blicken zum Altare. Dieses vor kurzem noch so wilde Heidenvolk wollte uns im Anfange nicht einmal gerne die Ziegel machen, als es hörte, es soll eine Kirche davon gebaut werden. Jetzt freut es sich darauf und wünscht, daß dieselbe bald fix und fertig dastände. Die Eingeborenen wollen sich ja bekehren, wollen Christen werden, und da brauchen sie die Kirche, denn das winzigkleine Kapellchenzimmer reicht gerade aus für die sieben bis acht Schwestern in Kivungilo.

Ja, Gott sei Dank, es weht jetzt Frühlingsluft in ihren Herzen. Als nämlich im November 1933 unsere gute Mutter Ubalda Provinzialin von Kilema nach Kivungilo übersiedelte, um daselbst im Provinzialhaus ihren Wohnsitz aufzunehmen, da fing sie auch an, unsern Arbeitern, all den Männern und Burschen, den Ziegelarbeitern, Steinklopfern, Holzfällern usw.



Gesangsstunde der Marienmädchen in Mariannhill, Süd-Afrika

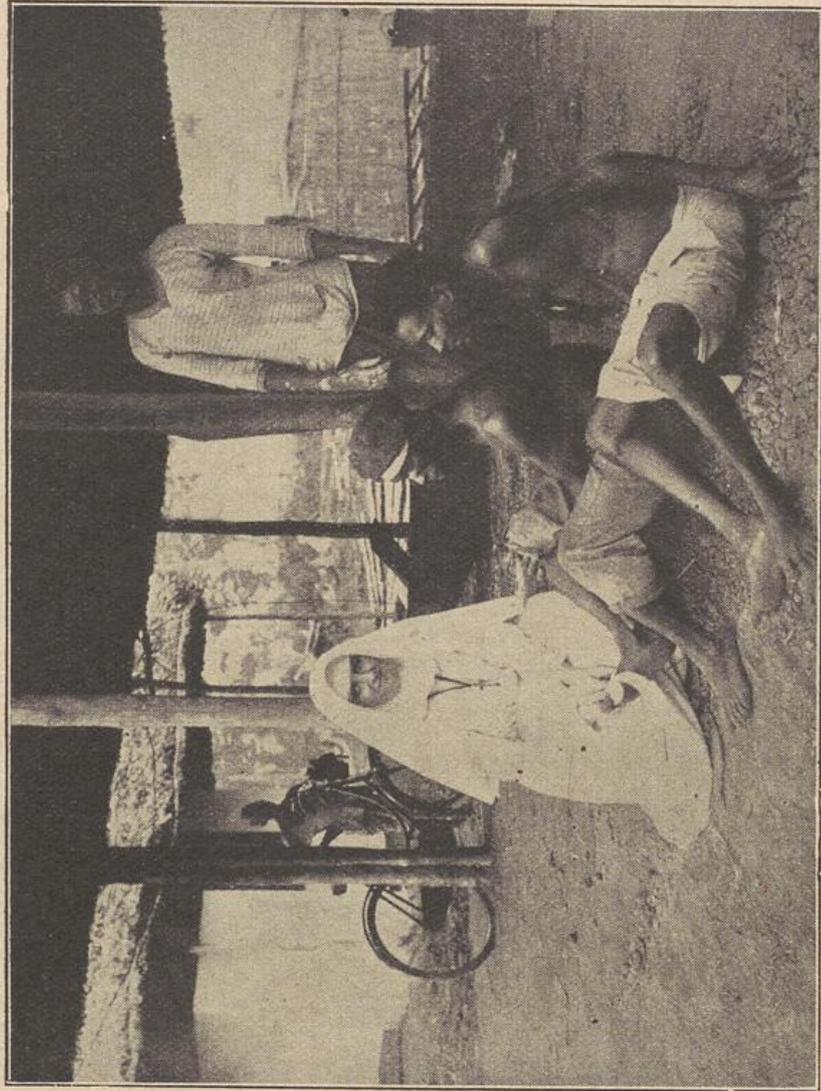
fast tagtäglich mit Ausnahme von Samstagen und Regentagen einen gediegenen Religionsunterricht im Freien unter einem schattigen Urwaldbaume zu erteilen. Es war keiner gezwungen, sich daran zu beteiligen, aber sie kamen so schön langsam, einer nach dem andern, immer mehr herzu und lauschten bald sehr gerne ihren ermunternden Reden. Die armen Heiden, sie fürchteten sich im Anfange und meinten wohl, sie werde es ihnen verweisen, warum sie noch immer Heiden geblieben. „Aber siehe da“, so sprachen sie später untereinander, „die Mama mku (große Mutter) redet nicht von Hölle und Teufel, von ihrem schwarzen Heidentum, sondern sie spricht von der Liebe und Güte Gottes, vom Himmelslohn der guten Werke.“ O, das war so tröstlich und ermunternd. So schmolz mehr und mehr die starre Eiskruste von ihren armen Heidenherzen und so wurde es langsam Frühling. Eines rechneten diese eingeborenen Arbeiter gar hoch an, nämlich daß dieser Unterricht während der Arbeitszeit und nicht in ihrer freien Erholungszeit gegeben wurde; daß wir Schwestern nicht, wie andere weiße Farmersfrauen, auf den eigenen Profit sahen, sondern um ihre Seelen besorgt waren. — Seit dieser Zeit kamen die Leute immer lieber zur Mama Ancilla nach Kivungilo in die Arbeit und schafften viel fleißiger wie früher, und sagten: „Jetzt lieben wir Mungu“ (Gott). Und wie sich unser trautes Heim in Kivungilo in dieser vor kurzem noch so wilden Gegend immer mehr in ein kleines Paradies verwandelte, alles so ordentlich bepflanzt wurde und Ordnung herrschte, das Aueglöcklein so melodisch dreimal des Tages läutete, da ging auch ihnen das Herz auf. Nun senden sie sogar ihre Kinder schon zur Schule, welche in der halbverfallenen Hütte am Eingange der Allee, welche nach Kivungilo führt, gehalten wird.

Frühling, Frühling ist es geworden. Die Beilchen blühen die Allee entlang dicht neben dem Schulhüttchen und drinnen und draußen sind viele liebe Menschenblümlein, halbnackte Negerkinder, die jetzt in dieser Schule Wurzel zu fassen beginnen und heranblühen werden zur Ehre und Erkenntnis Gottes. Diese ersten Frühlingsblüten vom Kivungilo darf ich zu meiner Freude hüten und immer zu neuem Fleiß und Eifer anspornen. Tagtäglich gehe ich durch die Allee hinauf zur Schulhütte und zähle unsere schwarzen Schäflein, schaue nach, was der Lehrer unterrichtet. Die Kinder kommen fleißig, jetzt sind es schon über 40, selten, daß einige fehlen.

„Ein süßer Trost ist mir geblieben,
Ich zähl die Häupter meiner Lieben,
Und sieh, es fehlt kein teures Haupt.“

Im Gegenteile, es kommen immer mehr Neue hinzu. Alle schauen mir zutraulich entgegen, nennen mich ihre Mama mzee (d. h. alte Mutter) und freuen sich, wenn ich komme. Auf daß

die Zahl unserer Schäflein immer noch mehr zunehme, dafür sorgt auch Schwester Nicolina, unsere Gärtnerin und Schreinermeisterin; sie kann auch gut mit Säge und Hobel umgehen und pfuscht gerne dem heiligen Josef in sein Handwerk. Ja, was hat die mit Schulkindern zu tun? wird der Leser fragen. Nun, an Sonntagen geht sie nicht selten in Begleitung der älteren



Schw. M. Agnella besorgt ihre Kranken (Congo-Mission)

Schwester Wenzeslawa die heidnischen Kraale besuchen; dann wirbt sie natürlich um Schulkindern, bespricht sich mit deren Eltern, was meist gute Folgen hat. Denn die Leute fühlen sich durch diese Besuche geehrt. Indessen bemüht sich Schwester Wenzeslawa um die Leidenden und Kranken, welche fast in allen Kraals mehr oder weniger zu finden sind, und dadurch gewinnt sie die armen Eltern, welche ja keinem Unterricht mehr

beimohnen können. So hat sie sogar schon einen schönen Namen im Volksmunde bekommen: Rafiki wagonjwa (Freund der Kranken). Außerdem kommen tagtäglich viele Kranke aus allen Gegenden zur überall bekannten Mama Ancilla, welche im Volksmund „mganga mkuba“, große Doktorin, genannt wird, und holen sich bei ihr Medizin und alle möglichen Heilmittel, lassen sich auch schmerzende Zähne ziehen usw.

Mama Ancilla tut aber noch mehr als die armen, guten Heiden wissen. Sie spendet todkranken Kindlein die heilige Taufe, damit sie als Englein und Frühlingsblumen in den Himmel fliegen können.

So ist also unser trautes Heim in Kivungilo eine Himmelspforte für die Kranken geworden. Gebe Gott, daß in Bälde nicht nur kranken und sterbenden Kindlein dieses hehre Sakrament heimlicherweise gespendet werde, sondern daß die heranwachsende Jugend aus der Schule von Kivungilo das heilige Sakrament der Taufe feierlich in der Kirche mit dem freiwilligen Gelöbniß der Treue empfangen.

Meine Frühlingsgedanken finden noch lange kein Ende, so lange ich in dem warmen goldenen Sonnenglanze auf der Blumenterrasse stehe. Denn siehe da, ein neues liebliches Bild: Zwei kleine Christenknaben im Alter von sechs bis sieben Jahren kommen zu mir, jeder hat ein Blumensträußlein und schöne Farnkrautblätter in der Hand und wollen dieselben der Schwester Reinhilda, der Sakristanin, für die Kapelle bringen; wir sind gerufen, sagen sie mir, die Schwester will uns die Gebete zum Messedienen lehren. Ei, wird das schön sein, wenn zwei so kleine Bübchen mit gefalteten Händchen neben dem hochwürdigsten Priestergeis am Altare stehen! Nur eines fehlt uns noch, unser trautes Heim in Kivungilo noch trauer, schöner und segensreicher zu gestalten: die Kirche. — Ja, wenn diese bald fertig dastände, dann käme all das Heidenvolk, nicht nur die Kinder, nein, auch die Alten, die armen Sünder. Aus ihrem verwüsteten Ackerland würde mit Gottes Gnade und eigener Tatkraft wieder fruchtbares Saatsfeld werden, und jeder, der beiträgt, daß dies Kirchlein möglichst bald zustande kommt, wird für sich selber die reichsten Gnaden empfangen, wird Missionar sein, der mithilft, diese Heiden-seelen zu Gott führen — wir allein, ohne Mithilfe, können es noch lange nicht zustande bringen.

O herrliche Frühlingsnatur! erwecke in den Herzen der Menschen jene Hilfsbereitschaft, jene heilige Liebe, die sie antreibt, das herrliche Bild Gottes, welches der Schöpfer im Frühling des Lebens so schön sich gestalten ließ, stets mit reichem Glanze zu umgeben.

Ja, Christus sei unsere Auferstehung, unser Leben, unser neues Frühlingsleben, das einen herrlichen Duft erzeugt, der Gott und Menschen erfreut!

Etwas aus dem fernen Süden – an alle unsere Lieben!

Jeopo. Herz-Jesu-Sanatorium, Süd-Afrika

Es war zu Anfang Oktober, da hatten wir gerade den ersten Sommerregen. Wir haben hier eigentlich nur Sommer und Winter. Anderswo, wie z. B. in der Nähe von Kapstadt, gibt es alle vier Jahreszeiten. Dieser erwünschte Sommerregen nun tat sein Bestes. Alle die weiten Berge rings um uns waren mit frischem, neuem Grün bedeckt. Gerne schweiften meine Augen über die neugekleidete Landschaft, wenn immer ich von meinem Arbeitstisch aufschaute, oder auf den Balkon hinaustrat. Leider blieb diese Schönheit nicht sehr lange, sie war nur von sehr kurzer Dauer. Schon nach drei Wochen waren die Berge wieder in ein braunes Winterkleid gehüllt. Die brennende Afrikanische Sonne hatte es ihnen angetan. Außerdem war der Sommerregen, der dem ersten hätte folgen sollen, ausgeblieben. Da es hier weder Eis noch Schnee gibt, und im Oberland auch nur auf den hohen Bergen Eis und in den dazwischen liegenden Tälern Schnee zu finden ist, so hat die Erde nicht die Feuchtigkeit, die sie bei uns in Deutschland hat zur Zeit des Frühlings, wo man gleich pflügen kann.

Hier kommt mit Eintritt des Sommers der Regen; das ist auch die richtige Regenzeit, die den Boden, der von der Sonne hart gebacken ist, weich macht zum Pflügen. Drei volle Monate warteten wir vergebens auf diesen Sommerregen. Weihnachten kam, und wo sonst um diese Zeit der Mais, die Hauptnahrung der Eingeborenen, schon fast blühte, waren die Felder dieses Jahr noch nicht einmal bestellt, eben weil der Pflug in den harten Boden nicht hineinarbeiten konnte. Kein Mensch erinnert sich, je so eine Trockenheit mitgemacht zu haben. Drei Tage nach Weihnachten kam dann endlich der heißersehnte Regen und damit war die große Trockenheit gebrochen. Jetzt gießt es und strömt es, als sollte alles nachgeholt werden. Der Mais und die Bohnen, die alle rasch gepflanzt worden waren, wuchsen fast zusehends.

Leider ist mit den Gewittern eine andere große Gefahr für die Ernte verbunden, der Hagel. Die Eingeborenen kennen sich so gut mit dem Wetter aus, daß sie schon morgens sagen können, was für ein Unwetter aufzieht. Gegen Mittag wissen sie schon ganz bestimmt, um welche Zeit entweder Hagel, Wolkenbruch usw. herniederkommen werden. Es war vergangene Woche Freitag, da sagte unser Küchenmädchen: „Schwester, tu' das Obst nicht zum Trocknen auf das Dach, denn um 4 Uhr kommt ein Hagelwetter.“ Wir schauten uns erst lächelnd an und neckten noch unsere Faustina mit dem Hinweis, seit wann

sie denn Wetterprophetin geworden sei. Doch wir sollten nur zu bald die Wahrheit dieses Ausspruches von dem Naturkind erfahren.

Da unsere Feldschwestern, die stets von den Eingeborenen umgeben sind, sich noch am besten mit dem Wetter auskennen, hatten wir verabredet, daß auf der Farm drüben eine weiße Fahne gehißt werde, wenn Gefahr im Anzug sei. Schon gegen 3 Uhr kam ein Arbeiter nach dem anderen zur Schwester Athanasia und sagte nach dem fernen Horizont zeigend: „Schwester, laß die Kirchenglocke läuten, denn das dort sind ‚amafu ane amatshé‘ — Wolken, die Steine haben.“ Und wirklich, wie es unsere Faustina und die Arbeiter vorausgesagt hatten, so kam es. Der Tag war sehr heiß und wies 35 Grad Celsius im kühlen Schatten auf. Die Sonne brannte ganz unbarmherzig auf alle hernieder. Kein Lüftchen regte sich und die Natur schien etwas Unheimliches auszubrüten. Am Mittag stiegen Gewitterwolken auf und wir glaubten mit diesem davonzukommen, aber wir täuschten uns. Gegen 4 Uhr wurde es stockfinster, der Himmel wurde immer dunkler und man glaubte, daß die Hagelwolken den Regenwolken gewichen seien. Doch nein. Die unfreundliche Finsternis des Himmels wich nur zu bald einem verdächtigen gelblichen Schein und in den über dem Kopfe hängenden Massen hörte man gleichsam das Rauschen der Hagelkörner.

Unaufhörlich läutete die Kirchenglocke, um den Hagel von uns abzuwenden. Da kam plötzlich auch noch der Herr „Wind“ daher, ein Blitz, ein Donnerschlag, ein paar große Wassertropfen und wie auf Kommando setzte ein fürchterlicher Hagel ein. Heulend fuhr der Wind durch die Bäume, aber sein Geheul wurde noch von den niederprasselnden Hagelkörnern übertönt. Es war ein fürchterliches Getöse, wie diese auf die Blechdächer niederprasselten. Im Nu war alles mit einer Schicht weißer Eiskörner besät und an der Küchentür, die unter der hinteren Veranda ist, sammelte sich tatsächlich ein Haufen von 24 Zoll an. Schonungslos schlugen sie hernieder, alles verheerend. In der Kapelle knieten die Schwestern mit ausgespannten Armen und riefen zum Himmel um Erbarmen. Wir versuchten gemeinschaftlich zu beten, doch man verstand wirklich keine nächste Nachbarin nicht. Gegen fünf Minuten lang hielt dieser dichte Hagelniederschlag an, doch noch über eine Stunde lang floß, oder besser strömte der Regen hernieder. Noch zweimal begann es von neuem zu hageln, aber immer schwächer und kleiner fielen die Körner. Es waren Körner von einem Zoll und einem halben Zoll Durchmesser und noch kleinere. Noch um 7 Uhr lagen die Hagelkörner am Boden und den nächsten Tag morgens fand man noch ganze Häuflein Hagelkörner unter den Bäumen. Ja, unsere großen

Gemüsegärten, die jetzt in schönster Blüte und Frucht prangten, waren vollständig vernichtet. Es war traurig anzusehen. Was noch da stand, war kurz und klein geschlagen vom Hagel, der Salat lag zerfetzt umher, als hätte man an Fronleichnam Blumen gestreut. Die Tomaten waren zu Brei zerschlagen und der größte Teil des Gartens war durch den dem Hagel nachfolgenden Wolkenbruch den Berg hinunter gespült worden. Die arme, geplagte Gartenschwester hat sich tatsächlich vor diese Wüste, oder besser mitten in diese Wüste hineingestellt und weinte.

Ein dem Garten ähnliches Bild bot der Weinberg. Der liebe Gott hatte die Frucht reichlich gesegnet und es waren ausnahmsweise viele Reben am Wein. Da kam das Unwetter, und alles war hin. Der Weinberg glich einem abgerupften Gestrüpp, während der Boden mit Blättern und Beeren dicht besät war. Da war nun keine Arbeitslosigkeit, denn es hieß, die Beeren, die noch zu retten waren, auslesen und zu Marmelade verkochen. Doch bei allem Leid bleibt noch immer ein Deo Gratias.

Wir dürfen immerhin noch von einem besonderen Schutz Gottes reden, denn obwohl unsere Gärten vernichtet worden sind, so hat unsere Farm, wo die eigentlichen Mais-, Bohnen- und Kartoffelfelder sind, keinen Schaden gelitten. Der Hagel zog sich in einem gewissen Streifen entlang, der nur über unserem Haus und den Gärten sich ausbreitete. Der Breite nach hatte dieser Streifen keine große Ausdehnung, aber die Länge muß weit gereicht haben, denn in Tropo, unserem nächsten Städtchen, zwei Meilen von hier entfernt, waren die Hagelkörner bedeutend größer und vernichteten somit viel mehr und gründlicher. Außer anderem auch mehrere Hunderte von Fensterscheiben. Es gab in diesem Städtchen kein einziges Haus ohne zertrümmerte Fensterscheiben. Ein Gebäude allein, das Pensionat für weiße Mädchen (staatliches Gebäude) hatte 65 Fenster zu beklagen und dazu noch den ungeheueren Schaden, den der nachfolgende Wolkenbruch mit sich brachte, denn die Wassermassen strömten gleich Fluten durch die Räumlichkeiten.

Andere große Farmer (Bauern) verloren bereits ihre ganze Ernte durch diesen Hagel, wo derselbe noch intensiver fiel als bei uns. Bei unserem nächsten Nachbarn stand der Mais schon einen halben Meter hoch und der Hagel hatte alles niedermäht wie mit einer Sense. Dann kann man verstehen, wenn solche Menschen uns fragen: „Wie kommt es denn, daß bei euch keine solche Verheerungen vorkommen!“ Unter anderem waren zehn Mädchen unterwegs, um sich an einer Hochzeit zu beteiligen und alle zehn wurden von dem Hagelwetter erschlagen.

Natürlich geht auch viel Vieh, welches nicht rechtzeitig untergebracht werden kann, zugrunde.

So dürfen wir trotz allem dem lieben Gott noch danken für diesen seinen sichtbaren Schutz. Die Leute im Oberland haben wegen der Trockenheit gar nichts anbauen können, weil dort die Zeit zu kurz ist bis zum ersten Frost. Derselbe würde den Mais nicht ausreifen lassen und da wäre doch nichts damit anzufangen. Dort setzt der Frost viel früher ein wie hier. Sollte jedoch der Frost dieses Jahr auch hier früher einsetzen, was ja wohl schon öfter vorkam, aber was wir nicht hoffen wollen, dann gibt es auch hier keine Ernte. Auf jeden Fall gibt es dieses Jahr keinen Mais zur Ausfuhr aus dem Lande, wie sonst üblich. Ob andere Länder darunter leiden müssen?

Nun etwas anderes:

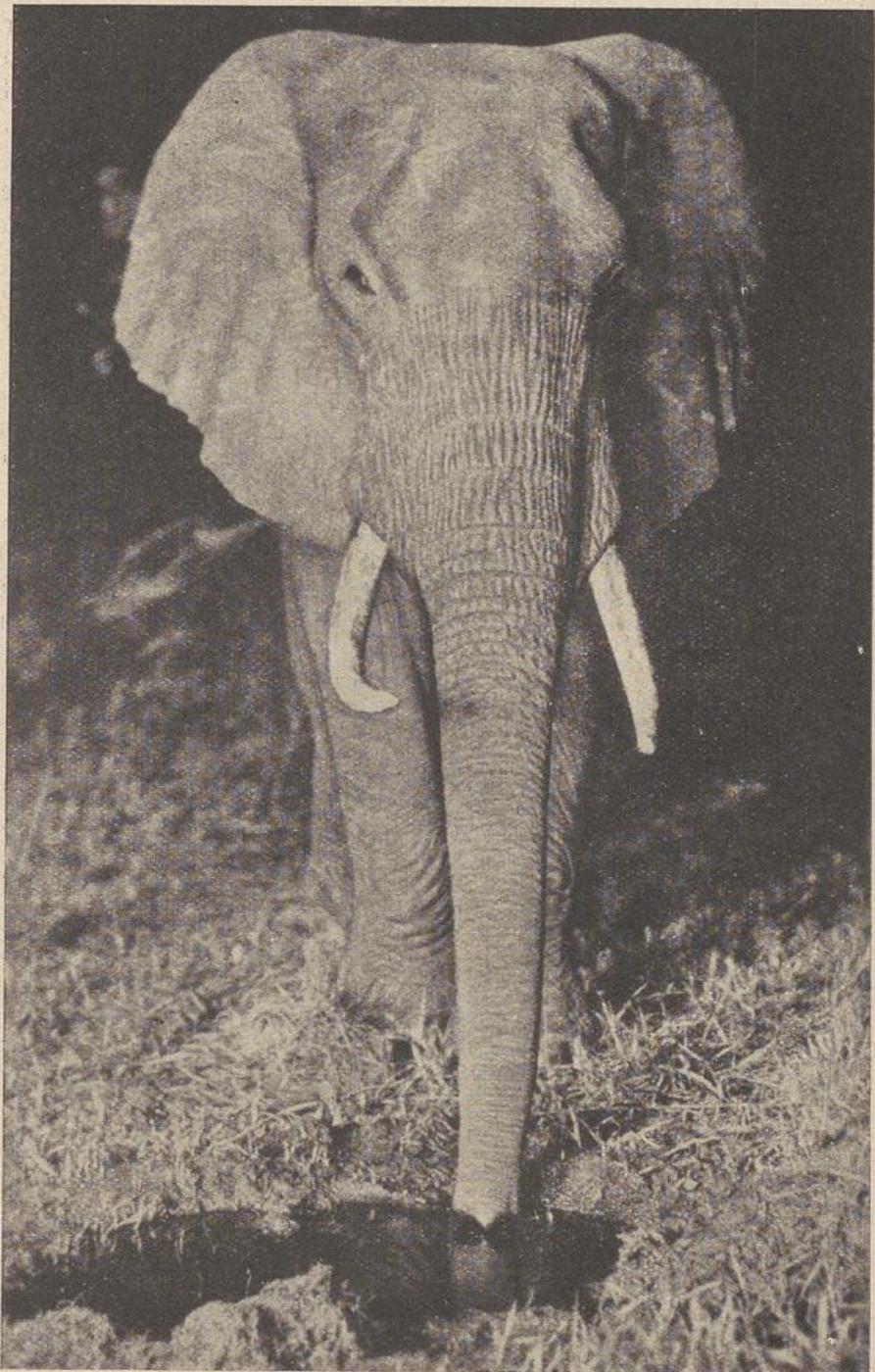
Weihnachten, oder vielmehr eine Woche vor Weihnachten, war das große deutsche Kriegsschiff „Karlsruhe“ im Durbaner Hafen angelegt. Außerdem wurde in den Zeitungen berichtet, daß alle freien Zutritt hätten, dasselbe zu besichtigen. Natürlich konnte von uns hier keine Rede sein, denn wir sind so 90 Meilen von Durban entfernt. Selbstverständlich machte sich die Schiffsmannschaft den mehrtägigen Aufenthalt im Durbaner Hafen zunutze und besuchte ihrerseits die Sehenswürdigkeiten der Stadt und Umgebung. Dazu hatte man Autos gedungen. Leider fand ein Zusammenstoß des einen Autos, worin die höhere Mannschaft war, mit einem fremden Auto statt. Dabei wurde der Funkoffizier so schwer verletzt, daß er bald starb. Er wurde hier in Durban sehr feierlich begraben. Die Engländer ihrerseits ließen es sich nicht nehmen, das Ihrige dazu beizutragen. Die höchsten Offiziere und Beamten und auch Militär mit Musik, außerdem viel Volk nahmen teil an der letzten Feier dieses Fremden, den das Geschick so plötzlich und unerwartet aus dem Leben rief. Es hieß in der Zeitung: „Eine derartige Beerdigung hat Durban noch nie zuvor erlebt und wird sie kaum wiedererleben.“ Es tut einem doch gut, wenn andere Nationen einen eigenen Landsmann so ehren.

K

St. Joseph hilft!

Zur Fahrt auf wildem Meere
Fehlt mir der Steuermann;
Allein konnt ich nicht fahren
Gen Sturm und Wogendrang:
Da hab ich Schiff und Ruder
St. Joseph anvertraut:
Der kennt die Fahrt am besten
Zum Reich des Kinds, der Braut.

Zum Kampf mit grimmem Feinde,
Fehlt mir der treue Freund!
Allein konnt ich nicht streiten,
Es war zu böß gemeint:
Da hab ich Schwert und Lanze
St. Joseph anvertraut,
Und hab noch nie vergebens
Auf seine Hilf gebaut.



Ein Bewohner des Urwaldes (Ost-Afrika)

Der Raub eines Götzenbildes

Von Schw. M. S., Ost-Afrika

Trotz unserer 25 Außenschulen, die unsere Kräfte und Mittel schon stark in Anspruch nahmen, und trotz verschiedener Schwierigkeiten wollten wir doch die Zahl unserer 4000 Schulkinder noch vermehren. Wir schickten einen unserer besten Katechisten nach Osten zu einem noch ganz heidnischen Stamm, um dort den Samen des Glaubens auszustreuen. Nach drei Wochen sandte der Katechist durch zwei Knaben einen Brief nach der Mission, worin er bat, der Pater möge doch selbst herkommen und mit dem Häuptling unterhandeln; er wolle sich gar nicht zur Errichtung einer Schule bewegen lassen.

Die beiden Überbringer des Briefes waren echte Kinder der Wildnis. Sie trugen an Armen und Beinen metallene Reifen als Schmuck und um die Lenden eine Art Messingmieder, das einer Ausdehnung des Magens vorbeugen soll. Die Hüften waren bis zu den Knien mit gegerbten Fellen bedeckt. Die beiden hatten noch nie Weiße gesehen und waren daher sehr scheu. Sobald sie den Brief abgegeben hatten, verschwanden sie, ohne eine Antwort abzuwarten.

Da Pater Superior derzeit der einzige Priester war und die Mission nicht verlassen konnte, so beauftragte er mich, nachzusehen, wie es um unsere Neugründung stehe. Am nächsten Morgen beim ersten Hahnenschrei machte ich mich, von einem großen Mädchen begleitet, auf den Weg. Dieses Mädchen war noch eine Heidin und brachte die sonderbarsten abergläubischen Befürchtungen vor, wenn z. B. eine Schlange oder ein anderes Reptil sich zeigte. Bald hatten wir die Bananenhaine glücklich hinter uns und traten in den Urwald ein. So friedvoll war es hier. Die Vöglein in den Baumkronen trillerten ein Morgenliedchen, und meine Seele fühlte sich gehoben durch die Erhabenheit und Größe dieser Gotteswelt. Wir schritten rasch durch das nasse Gras. Noch war der Wald nicht sehr dicht; man konnte durch die Zweige das Himmelsblau schimmern sehen.

Plötzlich kamen wir an einen größeren lichten Platz, der mit schönem weißem Flußsand bestreut war. Ich ahnte, was das bedeute, und schritt herzhaft näher. Richtig, da stand ein Götzentempelchen, ungefähr in der Größe einer Hundehütte. Es war mit zierlich geschnitzten Stäbchen kunstvoll zusammengefügt und oben wehte ein lustiges Fähnchen. Ich bückte mich zu dem winzigen Eingang und gewahrte hier auf einem niedlichen Tischchen den Götzen, eine gräßliche Holzfigur, mit reichem Perlenschmuck behangen. Meine Begleiterin war wie angewurzelt vor Schreck stehen geblieben und schaute mir

angsterfüllt zu, während ich nun das Zerstörungswerk begann. Ich nahm den Götzen von seinem Thron und steckte ihn in meine Rocktasche. Vor dem Tischchen standen die Opfergaben: neugeflochtene Körbchen mit frischem Maismehl, Kürbisflaschen mit Palmwein, Tassen mit süßer Milch sowie einige rote Tücher. Diese Sachen ließ ich unberührt stehen. Das Tempelchen aber warf ich um. Dann holte ich einen langen Stock, pflanzte ihn in die Erde, befestigte das Kreuz meines Rosenkranzes daran, damit den Heiden vom Erlöser Hilfe werde in ihren Anliegen.

Meine Begleiterin meinte, die magnetischen Kräfte des Götzenbildes würden sich an mir sogleich auswirken. Sie sprang wie von Sinnen nach einem gewissen Baum, holte einen Armvoll von dessen Blättern, zerrieb sie und streute sie in die Luft. „Was machst du da?“, fragte ich sie. „Ich fühne deinen Frevel, daß du nicht gleich sterben mußt“, gab sie zitternd vor Angst zur Antwort. „Du wirst sehen, heute noch mußt du sterben; der Gott in deiner Tasche rächt sich!“ Ich ging unbekümmert um diese düsteren Prophezeiungen vorwärts, meinem Ziele zu, um dem Katechisten die ersehnte Hilfe zu bringen. Das Mädchen folgte mir in einiger Entfernung aus Furcht vor dem Götzen. Ganz verlassen wollte es mich doch nicht; denn es wollte ja unsere heilige Religion annehmen, da sein Vater es einem Christen zur Frau versprochen hatte.

Wir waren etwa eine Viertelstunde weit gegangen, da erscholl in siebenfachem Echo ein schauerhaftes Lärmen und Heulen. „Die Hände, die unsern Gott genommen“, sang eine grelle Weiberstimme, „sollen verdorren!“ Und ein düsterer Chor wiederholte in einer Melodie, die wohl kein Notenkünstler wiederzugeben vermöchte: „Sie sollen verdorren!“ Dann hörte man abermals die grelle Vorsängerin: „Und die Füße, die unsern Gott genommen, sie sollen verfaulen!“ — „Verfaulen sollen sie sofort!“, antwortete der Chor im tiefsten Baß. Hierauf wiederum die Grelle: „Und das Herz soll zu schlagen aufhören!“ „Sofort soll es zu schlagen aufhören!“, fielen die Baßstimmen ein. So erscholl eine ganze Litanei von Verwünschungen, eine schauerlicher als die andere. Dann begannen die Klagelieder: „Wer soll uns nun vor dem Bisse der Giftschlange schützen?“ Ein wüstes Geheul war das Echo. Dann: „Wer schützt uns vor dem Löwen, der springt wie der Blitz, vor dem Elefant, wenn sein langer Rüssel uns umschlingt, um uns nachher zu zerstampfen? ... Wir haben keinen Retter, keinen Schützer, keinen Helfer mehr! ... Wer soll unsere Kinder, unsere Kranken heilen?“ Verzweiflungsgeschrei war die Antwort!

So waren also die Opfernden, kurz nachdem wir die Opferstätte verlassen hatten, erschienen, um nachzusehen, ob der Götze

huldvoll ihre Gaben entgegengenommen habe. Arme Verblendete, die nicht einsehen, daß ihre Gaben stets von den Hyänen geraubt werden und der Holzkloß sich um sie und ihre Nöten nicht kümmert! — Das mich begleitende Mädchen rief voll Angst hinter mir her: „Hörst du, Mutter, die Rache? Sie wird dich treffen: du mußt sterben!“ —

Endlich hatten wir das Ende des Waldes erreicht. Ein weites Flachland tut sich vor uns auf. Hier kam uns der Katechist freudestrahlend entgegen und beeilte sich, mich zum Häuptling zu führen. Wir mußten aber zuerst noch einen Sumpf durchwaten, dann eine Höhe erklimmen und standen endlich vor des Häuptlings Hütte. Nach den üblichen Begrüßungszeremonien ließ er einen Klappstuhl herbeibringen, und ich mußte mich niedersetzen, um neben einem halben Duzend Alter mit stopplichten Bärten an der Ratsversammlung teilzunehmen. Nach zweistündigem Hin- und Herreden sagte ich endlich: „Warum wollt ihr uns denn eure Kinder nicht geben, wir lehren sie doch verstehen, wie die Papiere sprechen, und auch selbst solche Papiere, die sprechen, zu machen?“ „Das wäre schon gut!“ meinte darauf der Häuptling; „aber ich habe gehört, daß ihr die Kinder auch noch andere Dinge lehrt; daß sie nach dem Tode nach Oben gehen. Das können wir nicht alles verstehen. Wohl merken wir, daß über unsern Häuptern etwas Großes flüstert; aber was es ist, das können wir nicht ergründen!“ „Nun, Häuptling,“ entgegnete ich, „gib uns nur 50 Kinder für die neue Schule, dann bleiben dir immer noch viele!“ „Nun, meinetwegen,“ lautete jetzt die Antwort, „fünfzig arme Kinder sollst du haben!“ „Warum denn nur arme?“ wendete ich ein. „Weil sie doch nichts haben, um die bösen Geister zu versöhnen“, erklärte er. „Nicht ein Stück Vieh haben sie, das ich im Totenreich mit ihnen essen könnte, auch keine Kürbisflasche mit Bier, um sie mit ihnen zu trinken. Also nimm alle diese Habenichtse, mit denen ich mich dort drüben doch nur schämen müßte.“ „Gut, eingeschlagen!“, sprach ich frohlockend; „beginnen wir gleich die Schule!“

Der Häuptling schickte einige starke Burschen in den Wald, um Holz zu holen. Sie kehrten bald mit Pflöcken und Stangen zurück und ramnten sie in die Erde. Über vier Querstangen oben wurde ein Blätterdach aus Bananen angebracht und... die Schule war fertig! An Stelle der Bänke wurden einige glatte Steine auf den Rasen gelegt.

Inzwischen war es schon Abend geworden und ich konnte nicht mehr in die Mission zurückkehren. Der Häuptling bot mir sehr liebenswürdig seine eigene Hütte als Nachtherberge an. „Meine Weiber bereiten schon das Lager für dich!“, sagte er freundlich. Als alles fertig war, führte er mich selbst mit königlichem Stolze ein. Zu meinem Schrecken sah ich, daß Fuß-

boden und Wände mit frischem Kuhmist bestrichen waren. Ich suchte vergebens nach einer Bettstätte und fragte deshalb: „Gibt es denn bei euch keine Bettstätten?“ „Dort ist ja das Königsbett!“ erhielt ich zur Antwort, und man wies mich in eine Ecke, wo eine steinharte Kuhhaut auf Pflöcken ausgespannt war. Meine Begleiterin und ich machten uns darauf ein Lager zurecht, und nachdem ich gebetet hatte, versuchte ich, einzuschlafen. Aber kein barmherziger Schlaf wollte über meine müden Lider kommen, da die Ratten pfffen und die Ziegen andauernd meckerten. Schließlich hörte ich auch noch niesen. Ich richtete mich auf, um zu sehen, wer uns noch Gesellschaft leiste. Da sah ich zu meiner Überraschung nicht weniger als zwanzig wilde Männer im gleichen Kraal nebenan auf dem Boden liegen.

„Hört, Kinder,“ sagte ich herzlich, „mir will der Schlaf nicht kommen! Es bangt mir, ihr möchtet mir ein Leid zufügen, weil ihr doch alle noch Heiden seid.“ „O Mutter, schlafe nur ruhig und süß; wir sind ja nur da, um dich zu bewachen!“, war die Antwort. Ich konnte also beruhigt sein; denn ich kannte meine Schwarzen.

Am nächsten Morgen nach erquickender Ruhe bereitete eine der Häuptlingsfrauen für mich ein kräftiges Frühstück: ein ohne Salz und Schmalz in der Asche gebratenes Huhn und ein Mais süppchen, was mir vorzüglich mundete. Kaum hatte ich mein Frühstück beendet, so stellten sich mir schon die 50 Schüler vor; in fünf Reihen, je zehn Mann stark, standen sie vor mir wie kleine Soldaten.

Der Unterricht konnte also beginnen. Auch der Häuptling mit seinen Ministern hatte sich dazu eingefunden, und aller Augen hingen an meinen Lippen. Ich begann mit der Erschaffung der Welt, erzählte vom Sündenfall der ersten Eltern und dessen traurigen Folgen, dann von der Sündflut. Hier unterbrach mich der Häuptling, indem er sagte: „So, das haben wir Alte schon längst geahnt, daß einmal so ein Wasser die Erde bedeckt haben muß; wie wären denn sonst die Meermuscheln auf unsere Berge gelangt?“

Der Unterricht dauerte bis 11 Uhr. Kinder und Alte entfernten sich gleich befriedigt. — „So, Häuptling, jetzt laß mich noch deine Kranken sehen!“, bat ich. Er ließ mich auch gleich vom Katechisten zu zwei neugeborenen Kinderchen führen, deren Leben schon am Erlöschen war. Ich taufte sie auf die beiden Namen Theresia und Johannes, den Täufer, in der Meinung, unserer Schule diese zwei Heiligen als Patrone zu geben.

Nun konnte ich mich auf den Heimweg machen. Die Sonne sandte unbarmherzig ihre Glutstrahlen vom wolkenlosen Mittagshimmel. Schweißgebadet kam ich wieder zum schattigen Urwald. Ich setzte mich auf einen Baumstrunk im Schatten nieder, um mein Offizium zu beten. Der köstliche Friede tat

mir wohl. Doch nicht lange hatte ich Ruhe. Unbemerkt hatten sich aus dem Dickicht ein paar kräftige schwarze Weiber herangeschlichen und standen nun mit blitzenden Augen vor mir. Ohne Gruß forderten sie keck ihren Götzen zurück. „Wie kommt ihr dazu, euren Götzen, den ich verabscheue, bei mir zu suchen?“, gab ich zur Antwort. „Doch, du hast ihn genommen“, behaupteten sie; „deine Begleiterin war Zeugin.“ Ehe ich mich recht besinnen konnte, hatte sich ein heißer Kampf entsponnen. Ich warf Offizium und Tropenhut ins Gras und wehrte mich mit beiden Fäusten gegen die Angriffe der Weiber. Als ich ermüdet war, sagte ich: „So, jetzt ist es einmal genug! Morgen zeige ich euch vor Gericht an!“ Das schlug ein, und die kampfeslustigen Weiber waren bald im Wald verschwunden.

Ohne weiteren Zwischenfall kam ich am späten Abend in der Mission an. Hier zog ich das Götzenbild aus der Tasche. Die Mädchen beraubten es gleich seines Perlenschmuckes, aus dem sie bunte Fingerringlein und Armbänder machten. Die Buben steckten das Götzenbild an eine Stange und sprachen: „Komm, Teufel, du sollst nun brennen!“ So zogen sie mit ihm in die Kinderküche und brannten es kohlschwarz. Dann warfen sie es auf den Schutthaufen.

Unter den Heiden wurde die Sache ruchbar. Es kamen viele Medizinmänner und Zauberer und wollten mit Ochsen und Kindern ihr Götzenbild wieder zurückkaufen; denn es ist sicher, daß ihnen mit demselben ein großer Gewinn entgangen ist. Wird doch ein Besitzer eines berühmten Götzen nicht nur sehr reich, sondern auch sehr angesehen. Bei jedem Familienunglück, bei jedem Krankheitsfall nimmt man zu ihm seine Zuflucht und bringt je nach seiner Angabe einen Ochsen, ein Kind, eine Ziege. Hierzulande gelten die Götzenbilder als seltene Kleinodien, da sie alle aus altersgrauen Zeiten herkommen.

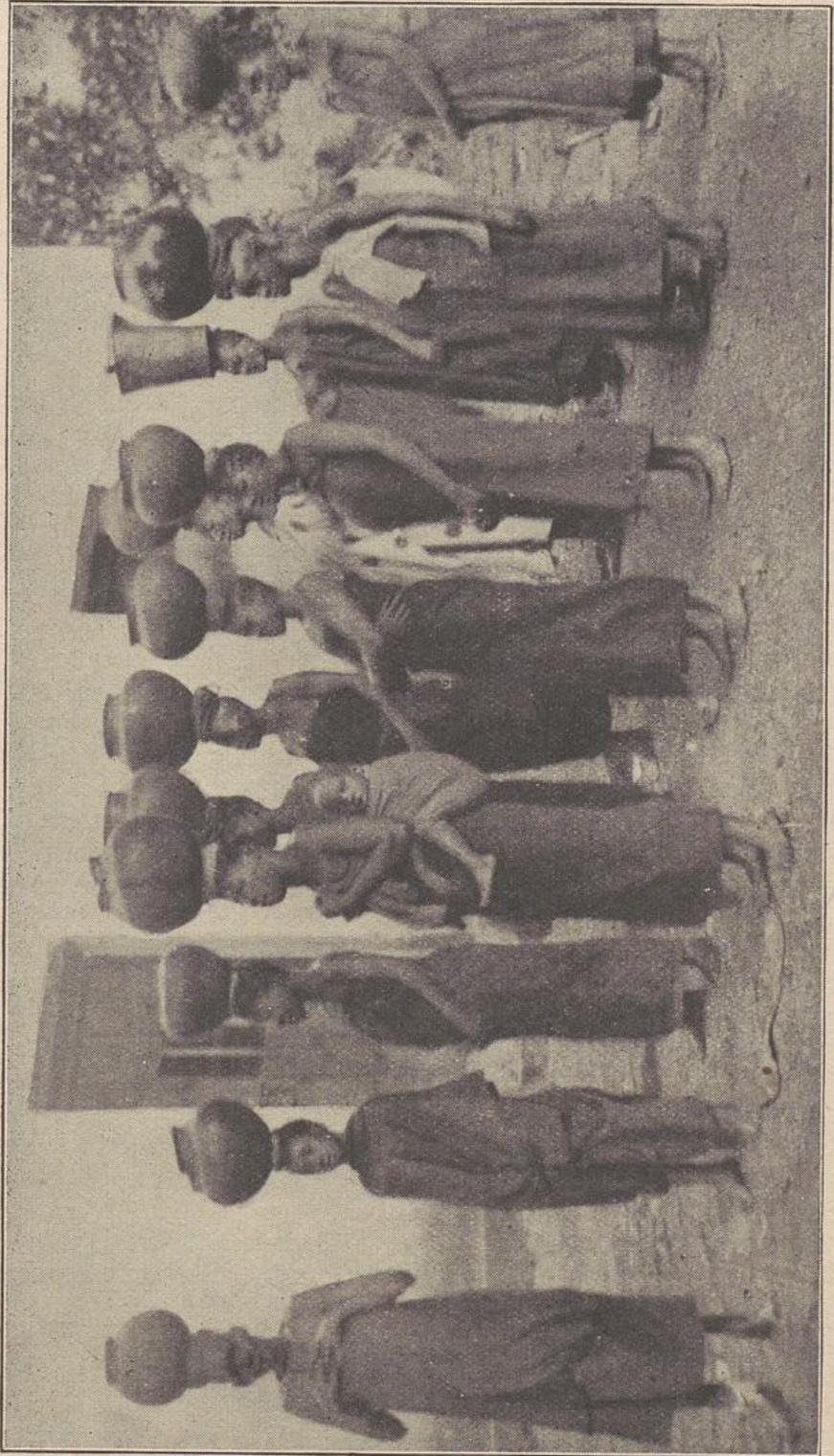
Nach vierzehn Tagen machte ich der neugegründeten Schule wieder einen Besuch. Bei dieser Gelegenheit wollte ich das Kreuz meines Rosenkranzes umtauschen. Es hing noch an der Stange, an der ich es aufgerichtet hatte! Doch zu meiner Betrübnis gewahrte ich, daß frevelnde Hände es ganz krumm gebogen hatten. Wahrscheinlich hatten dies die Weiber getan; doch muß sie eine geheime Furcht abgehalten haben, es ganz zu zerstören.

Möge unser liebevollster Erlöser doch bald die Satansfesseln sprengen, in denen noch so viele arme Heiden gefangen liegen!

K

Was die beste Buße ist?

Böses nicht mehr tun, mein Christ!



Die Frauen holen Wasser am Fluß.

Sanct Hildegards Liebfrauenlob

(Aus dem 12. Jahrhundert)

O Reis im Strahlendiademe,
Im Königspurpur hochgeehrt,
Du blühest in deiner stillen Klause
Mit Schild und Brünne wohlbewehrt.

Aus Adams Lenden wuchs die Sünde,
Der Menschheit Not, der Menschheit Nacht,
Du hast mit deinem holden Kinde
Der kranken Welt das Heil gebracht.

Sei mir gegrüßt auf allen Wegen,
Du Wunderblume wonnesam!
Nicht Morgenwind, noch Tau und Regen,
Nein, Gotteskraft nährt deinen Stamm.

Schon in den großen Schöpfungstagen
Hat dich das ewige Wort erschaut
Und dir aus Gold und Sonnenstrahlen
Des Lebens Hülle hold gebaut.

Nun bist du Spiegel jeder Wahrheit,
Das Urbild jeder Kreatur,
In Morgenduft und Sonnenklarheit
Folgt Segen deiner Füße Spur.

Drum, süße Jungfrau, Preis und Ehre
Sei heute dir von uns geweiht,
Dein Lob erschall' von Meer zu Meere,
Von Ewigkeit zu Ewigkeit!



Eine Marienlegende

Kennt ihr die Legende „Maria und die Blumen?“ Nein?
So hört:

Einst wandelte Maria im Garten und ergözte sich an der Blumen Pracht.

„Pflücke mich, o Maria“, bat die Rosenkönigin, indem sie ihr liebeglühendes Haupt ehrfurchtsvoll neigte. Maria blickte sie liebevoll an, pries ihre Schönheit und ging weiter.

„Pflücke mich, o Maria“, rief die blendend weiße Lilie. Maria blieb stehen, sog ihren Geruch ein, erfreute sich an ihrem Glanze und ging weiter.

„Pflücke uns, o Maria“, baten das liebliche Bergfarnkraut, die prächtige Tulpe, das Himmelschlüsselchen und all die andern Kinder der Flora.

Maria nickte ihnen freundlich zu, grüßte sie und ging weiter. Da erblickte sie im Grase ganz verborgen ein kleines, bescheidenes Veilchen. Dieses sagte nichts, sondern flüsterte nur leise, ganz leise: „Maria!“ Und Maria neigte sich und pflückte das bescheidene Veilchen und trug es heim zum Jesuskind.

Was die zarte Legende bedeutet? Daß die Veilchenseelen Maria die liebsten sind, die kleinen, stillen, selbstlosen, demutsvollen Herzen. Niemand achtet ihrer, niemand kennt sie nach ihrem vollen Wert, sie spielen keine Rolle in der Welt und fallen durch nichts auf, nicht einmal durch ihre Frömmigkeit. Aber die Königin des Himmels neigt sich huldvoll zu ihnen und drückt sie an ihr Mutterherz, ihre Lieblingskinder, die Veilchenseelen. —

Unser inniges, herzliches Vergelt's Gott

all unsern lieben Wohltätern und Abonnten, die den Jahresbeitrag für die Caritasblüten eingesandt haben, auch allen Beförderern und Beförderinnen, die in den letzten Monaten so eifrig für die Verehrung des kostbaren Blutes gearbeitet haben, innigen Dank!

Wem anders sollen wir's zu Füßen legen, als der lieben Maienkönigin, ihr, der Vermittlerin aller Gnaden! Ja, o Maria, mit deinem Kinde lieb, ihnen allen deinen Segen gib!

Rehrt die Freude bei dir ein,
Mußt du sie gar wohl empfangen,
Dankbar, doch gelassen sein,
Küssen ihr die lieben Wangen!
Mußt sie nicht zu derb umfassen,
Mußt sie sanft entschweben lassen,
Denn sie wird nie völlig dein.
Sie durchzieht dich nur im Hauche,
Daß die Seele drein sich tauche,
Will nur Himmelsahnung sein!

Vollkommene Ablässe

welche die Mitglieder der Erzbruderschaft vom kostbaren Blute im Monate Mai gewinnen können: 1. Fest Kreuz-Erfindung, 3. Mai; 2. Am Feste Christi Himmelfahrt; 3. am hochheiligen Pfingstfeste; 4. Fest Maria, Hilfe der Christen, 24. Mai.

Goldkorn für die Mitglieder der Erzbruderschaft:

Was ist das kostbare Blut?

Ein Morgenrot mit sanften Gluten,
Das senkt die Nacht ins tiefe Grab,
Und hebt aus tiefgetränkten Fluten
Der Sonne goldenen Zepterstab;
Ein Herd, der ziert der Liebe Glühen,
Ein Auferstehn nach Grabes Ruh, —
Ein frisches Leben, Weben, Blühen;
Das, o Erlöserblut, bist du!

Das Totenglöcklein

läutet und bittet alle unsere lieben Abonnten um ein stilles Memento für unsern langjährigen Wohltäter und Abonnten Herrn Christian Schmitz aus Buzheim, Vater unserer lieben Schwester M. Reinhilda. R. i. p.!

Gebetserhörung

In überaus schweren Anliegen auffallende Hilfe gefunden auf die Fürbitte Mariens, des hl. Josef und der hl. Theresia vom Kinde Jesu. Innigen Dank!
S. M. B.